

Leseprobe

Schon in Wien, zu Beginn der 80er Jahre, hatte ich sehr gut verdient, doch ich gab immer zu viel aus und neigte dazu, Schulden zu machen und dann Geld schuldig zu sein und mich zu schämen, wenn ich es nicht zurückzahlen konnte. In Geldsachen lautete mein Prinzip Verdrängung. All die Schuld und Scham waren ja nicht zu ertragen.

Ich kümmerte mich einfach nicht, las die Post nicht, dachte, ich bin kreativ, das sollen andere machen, der Steuerberater. Ich tat nur so, als würde ich Verantwortung übernehmen. Weil ich ahnte, dass irgendwas nicht stimmt, irgendwas mit mir, machte mir das Leben immer ordentlich Angst.

Angst, dass die anderen merken, dass ich gar nicht so viel kann und weiß, wie ich es vorgebe. Angst, dass der Erfolg damit von einem Tag auf den anderen vorbei sein könne. Angst vor Beschämung. Angst vor Pleite, Angst, meine Familie nicht mehr ernähren zu können. Eine ganze Liste von Ängsten.

Diese Ängste krochen regelmäßig um vier Uhr morgens unter die Decke, wenn der Alkoholspiegel niedriger war und ich aufwachte. Die Angst, einer anderen Frau zu verfallen und damit meine Familie zu zerstören, hatte ich damals noch am wenigsten. Ich ahnte noch nicht, dass ich selbst für mich die größte Gefahr bin, obwohl es schon schwer zu übersehen war.

Sexualität war etwas Unkontrollierbares, vor allem Sexualität in Verbindung mit Alkohol.

Ich hatte mit Mechthild, der Anzeigenleiterin, eine wilde Affäre begonnen, wir trafen uns immer erst nach Mitternacht. Mechthild mochte es, wenn sie vorher mit anderen Männern ausging und ich in ihrer Wohnung auf sie wartete. Einmal lud sie mich übers Wochenende in ihr Wochenenddomizil, ein idyllisches kleines Hexenhäuschen in Niederösterreich, direkt an einem Bach gelegen, und sie hatte noch einen anderen Verehrer dazu eingeladen: einen leicht sadistischen Werber, der darauf aus war, ihr den Hintern mit einer edlen kleinen Reitgerte zu versohlen.

Der Werber, er sah auch aus wie ein Werber, erschien Sonntagmorgen zum Frühstück und wir saßen dann zu dritt da und hatten uns nicht viel zu sagen. So was mochte Mechthild. Sie mochte an mir, dass ich alles mitmachte. Am Ende wurde sie so eifersüchtig auf Pia, dass sie eines Tages mein Büro im *Wiener* zertrümmerte. Das änderte aber nichts daran, dass Pia, die Kinder und ich die Heilige Familie waren. Für eine Fotoproduktion für den *Wiener* ließen wir ein gesticktes Kitschkopfkissen herstellen, mit unserem Porträt im ovalen Rahmen. Wahnsinnsgag.

Pia, Tom, die neugeborene Amelia und ich, wir lebten in einer Altbauwohnung am Wiener Stadtrand – viel zu teuer –, die wir aufwendig und auf Pump renovieren ließen, ohne dass sich Zufriedenheit eingestellt hätte. Immer passte was nicht. Immer knackte was zu laut oder es fehlte ein Zimmer. Der Garten war ein kurzer Steilhang, eigentlich unbenutzbar. Aber die Gegend war gut, in der Nähe lagen der Pötzleinsdorfer Schlosspark, der Schafberg und eine Rudolf-Steiner-Schule. Und der Gersthofer Friedhof, auf

dem meine Familie mütterlicherseits ein Grab hatte. Dass meine geliebte Großmutter in zu Fuß erreichbarer Nähe ruhte, wie man so schön sagte, fand ich beruhigend. Ich besuchte ihr Grab dann aber doch nur ein, zwei Mal.

Im Stock darüber, es war im Herbst, in der dunkler werdenden Jahreszeit, zog eine alleinstehende ältere Frau ein, vielleicht eine Hexe. Vom ersten Tag an fürchteten wir uns vor ihr, wenn wir sie im Treppenhaus trafen, was zum Glück selten vorkam, denn sie verließ fast nie die Wohnung und bekam auch nie Besuch. Wir hörten sie oben immer nur rumoren, denn die Decken waren dünn. Schleifende Geräusche, schiebende, vor allem nachts.

Die Kinder schliefen, aber Pia und ich, wir fürchteten uns. Ich musste an *Rosemaries Baby* von Polanski denken, mit den satanischen Nachbarn, die mit der Suppe überkommen, die den Satan im Mutterleib nähren soll.

Und es kam noch toller: Eines Nachts, und das sollte sich wiederholen ab dieser Nacht, erwachten wir von einem plötzlich eintretenden lauten, krachenden Geräusch oberhalb des Badezimmers. Als ob ein Zweizentner-Mann in schweren Schuhen vom Sessel auf den Holzboden springt. Nachdem das Phänomen vielleicht drei-, viermal aufgetreten war, entwickelte Pia die Theorie, die Nachbarin springe in der Nacht von der Toilette, um uns zu erschrecken und zu terrorisieren.

In München glaubten wir zunächst, dem Horror entkommen zu sein. Dass ich den neuen Job – Chefredakteur der *Männer Vogue* – ohne viel Überlegen zugesagt hatte und wir uns auch so schnell zum Umzug entschieden, hatte

auch mit dem Gefühl zu tun, aus Wien raus zu müssen. »Wien macht mich zum Sünder«, dachte ich, »da geht es so leicht, an jeder Ecke ein Kaffeehaus, ein Würstelstand, eine Nutte. Das wird in München anders sein.« Mit Vollgas raste ich in meinem BMW 318i mit Pia auf dem Beifahrersitz und Tom, Amelia und der neugeborene Kati auf der Rückbank über die Westautobahn und hielt erst vor dem Hotel auf der Münchner Freiheit, in dem wir zuerst untergebracht waren. Der Goldfisch im Glas hatte überlebt, zur Erholung von der Fahrt kam er ins Waschbecken. Tot wäre nicht gut gewesen, kein gutes Omen für die bevorstehende Zeit.

Doch der Horror, dem wir entkommen wollten, nahm in München eher noch zu. Er war doch nicht aus dem oberen Stock im Wiener Haus gekommen. Ich fühlte mich in München einsam. Die Stadt kam mir spießig, unkultiviert und hässlich vor, nicht so schön wie Wien. Am schlimmsten war es an den Wochenenden. Ich saß mit den Kindern allein am Spielplatz im Hirschgarten, eigentlich ein schöner Park mit einem großen Biergarten unter alten Kastanien. Heute kommt er mir wie ein Paradies vor, damals wie die Hölle.

Während ich die Kinder rutschen ließ oder an der Schaukel anschubste, kochte Pia zu Hause, und ich stand da und implodierte vor innerer Leere. Das konnte ich natürlich nicht zugeben, nicht mal vor mir selbst. Das Bravsein war öde und ich trauerte um die wilde Zeit in Wien. Dem Goldfisch ging es für ein paar Jahre noch gut.

Doktor Zu meinte später, die Beziehung zu Pia sei erodiert, habe sich erschöpft, wir hätten uns übernommen,

meine Bereitschaft, zu Eloise zu gehen, sei in der Beziehung mit Pia entstanden, hier müsse es Defizite gegeben haben. Wäre diese innere Langweile ein solches Defizit?

Die zwei Jahre des Belügens und Betrügens, als ich mit Eloise schon mehr Zeit verbrachte als mit Pia und der Familie und trotzdem den Schein aufrechterhielt, interpretierte die Analytikerin milde damit, ich wäre eben noch eine lange Zeit schwankend gewesen.

Eloise meinte später, Pia sei infantil und egozentrisch, sitze den ganzen Tag zu Hause und kümmere sich nicht um mich. Dabei hatte ich sie dazu gemacht. In Artikeln feierte ich mich als »erwachsen«. Der 35. Geburtstag erschien mir ein guter Anlass zu sein. Mit 35 erwachsen? Noch so ein Bombengag.

Ich hebe ab, wenn das Telefon klingelt. Ich kann meine Ejakulation zurückhalten. Ich esse nicht mehr so viel Bounty. Ich fahre den Tank nicht bis in die Reserve hinein leer. Ich habe mir einen CD-Player gekauft.

ICH BIN 35. ICH BIN ERWACHSEN.

Michael Hopp über das Mannwerden

Eine Teufelsaustreibung: Mit 35 sollte man's geschafft haben

Ich trage keine Socken. Ich hasse den nicht, der mich auffordert, etwas Anderes zu machen, als ich eigentlich wollte. Ich kann Statistiken lesen. Ich halte Äußerlichkeiten nicht für unwichtig. Ich bin im Elternbeirat des Kindergartens. Ich fahre nicht mehr bei Gelb-Rot über die Kreuzung. Ich sage nicht mehr: »Bei mir war

das genauso« oder »Ich habe das ganz ähnlich erlebt«. Ich Sorge für meine Familie. Ich finde den Vergleich Saddam/Hitler schlecht. Ich fahre mit dem Auto alle zwei Wochen in die Waschstraße und habe mir für die Innenreinigung einen Autostaubsauger gekauft. Ich liebe meine Frau und meine Kinder. Ich unterbreche andere nicht. Ich höre zu. Ich habe nichts dagegen, meinen Wohnort zu wechseln.

Ich glaube, dass nur der Kapitalismus die Umwelt sanieren kann. Ich finde meinen Chef gut. Ich lasse Damen den Vortritt. Ich habe eine Balance zwischen Arbeit und Privatleben gefunden. Ich gebe nicht an, bin aber auch nicht understated. Ich lasse mir Kaffee bringen. Ich muss nicht jedes Wochenende in meine Heimatstadt fahren. Ich übersiedle die Schallplatten aus dem Wohn- in das Arbeitszimmer, und die Bücher, die ich gerade nicht brauche, kommen auf den Dachboden. Ich züchte mit meinem Sohn Sumpfschildkröten.

Ich nehme ein Taxi, wenn ich zu viel getrunken habe. Ich schmeiße Taschenbücher weg. Ich lasse Termine beim Therapeuten nicht unter irgendwelchen Vorwänden platzen. Ich gehe zweimal jährlich routinemäßig zum Zahnarzt (nicht nur, wenn ich Schmerzen habe). Ich putze zweimal täglich die Zähne. Ich wasche täglich die Haare. Ich ziehe jeden Tag ein frisches Hemd an.

Ich will meinen Vater nicht umbringen und mit meiner Mutter nicht schlafen. Ich kann meinen alten Vater und meiner alten Mutter helfen. Ich lese meinen

Kindern nicht nur Comics vor, die ich auch selber gerne lese. Ich fahre in der U-Bahn niemals schwarz. Ich zahle regelmäßig meine Steuern. Ich mag die Franzosen nicht mehr nicht.

Ich trage nur am Wochenende Jeans und Turnschuhe. Ich bin in kein Fotomodell verliebt. Ich fange keine Schlägereien an, habe aber auch keine Angst davor. Ich kann weinen. Ich denke dreimal täglich an Sex (nicht 20 mal). Ich parke nicht im Parkverbot. Ich fahre auf der Autobahn freiwillig nicht mehr als 130 und im Ortsgebiet nicht mehr als 50 (auf Stadtautobahnen 60).

Ich schimpfe nicht auf Deutschland. Ich lese jeden Monat mindestens drei Bücher. Ich esse Salat, Obst und Gemüse. Ich habe nichts gegen McDonald's. Ich kann heute dieser und morgen jener Meinung sein. Ich spreche laut und deutlich. In Diskussionen achte ich nicht auf den Fluss des Gesprächs, sondern formuliere meinen eigenen Standpunkt, ohne Rücksicht darauf, was gerade gesagt wurde. Ich verschiebe Arbeiten nur, wenn ich gute Gründe dafür habe. Ich versuche mich so weit zurückzunehmen, dass ich einen klaren Blick auf die Dinge habe.

Ich schreibe nicht mehr so viele Artikel in der Ich-Form. Ich rasiere mich jeden Tag. Ich liebe meinen Computer. Ich habe in meinem HiFi-System keine vergoldeten Sicherungen. Ich verspreche keine Geschichten, die dann nie erscheinen. Ich kann nein sagen. Ich kann ja sagen. Ich rede nicht immer von der glorreichen Vergangenheit. Ich finde die Vergangenheit gar nicht

so glorreich. Ich kann mich nicht mehr nur unter Journalisten bewegen. Ich interessiere mich für Gynäkologen, Müllverbrennungsexperten, Pharmawissenschaftler und Kunstaugenhersteller. Ich rasiere mich elektrisch. Ich überlege mir nicht mehr, ob meine Unterschrift gut aussieht. Ich lasse meinen Führerschein umschreiben. Ich trage im Büro keine Turnschuhe. Ich sage nicht, dass ich ein Buch gelesen habe, wenn ich es nicht gelesen habe. Ich trage keine ultra-engen Jeans. Ich sehe fern, switche aber nicht durch die Programme. Ich lade Freunde zu mir nach Hause ein und treffe sie nicht nur in Lokalen. Ich lese meine Artikel niemandem vor.

Ich habe keine Angst vor der Zukunft. Ich kann Frauen akzeptieren, die mit mir nicht ins Bett gehen. Ich kann mich von Frauen verbessern lassen. Ich kann mich von Männern verbessern lassen. Ich habe mich mit all meinen alten Feinden ausgesöhnt und mache keine neuen Feinde mehr. Ich bin nicht aggressionsgehemmt. Ich finde BMW einfach super. Ich bin total normal.

... und erläutere dann lang und breit, warum man (1.) erst mit 35 erwachsen werden kann, (2.) was die Ästhetik des Dienens ist, (3.) warum die Welt erwachsene Männer (wie mich) braucht, und schließe mit:

Auch im Mikrokosmos der Verliebtheiten, Affären und Beziehungen wirkt das Unerwachsene als schleichendes Gift. Frauen wollen keine unerwachsenen Männer (siehe Interview), Männer wollen zwar Mädchen, aber

*sie dürfen nicht unerwachsen sein. Ich meine, es ist
doof, dreimal aus dem Büro anzurufen, man komme
in zehn Minuten, sich dann nicht mehr zu melden –
und fünf Stunden später einzutrudeln. Einfach doof.
...*

